

YIXU LÜ

2014

144

Dankesrede

JACOB- UND WILHELM-GRIMM-PREIS

des Deutschen Akademischen Austauschdienstes

DAAD

Y I X U L Ü

*Dankesrede anlässlich der Verleihung
des Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preises des DAAD
am 19. September 2014*

*Zwei Stimmen zur Revolution und zum Staat:
Wilhelm von Humboldt und Heinrich von Kleist*

Es ist mir eine Ehre und auch eine große Freude, den diesjährigen Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preis entgegenzunehmen. Der Deutsche Akademische Austauschdienst bringt mir durch die Verleihung dieses Preises ein großes Vertrauen entgegen. Ich bedanke mich sehr herzlich dafür und weiß diese Auszeichnung sehr zu schätzen. Ich möchte diese Gelegenheit außerdem wahrnehmen, um dem DAAD einen ganz herzlichen Dank für die großzügige Unterstützung der Germanistik in Australien auszusprechen. Ein Grimm-Preis ist eine große Seltenheit, aber unsere alltägliche Arbeit an australischen Universitäten wird ständig durch die Stipendien, Lektorenstellen, Sprachassistenzen, Forschungsaufenthalte und Kurzzeitdozenturen des DAAD auf sehr bedeutende Weise gefördert.

Für meinen Vortrag habe ich ein Thema gewählt, das die heutige Feier mit meinen Anfängen als Germanistin verbindet. Ich werde kurz über Heinrich von Kleist und Wilhelm von Humboldt reden, zwei Persönlichkeiten, die meinen Werdegang als Forscherin geprägt haben. Ich kam 1986 mit einem Stipendium der Robert-Bosch-Stiftung nach Deutschland, weil ich für meine Magisterarbeit über Heinrich von Kleist an der Peking-Universität Materialien sammeln wollte. Ich hatte damals in Beijing keinen Zugang zu neueren Forschungen zu Kleist – es war ja vor dem digitalen Zeitalter, und China befand sich noch in der ersten Dekade der »Öffnungspolitik«, die 1978 von Deng Xiaoping initiiert wurde. Aus dem geplanten Aufenthalt für ein Semester wurden sieben Jahre intensiver Beschäftigung mit der deutschen Literatur und der deutschen Geschichte. Mit einem Stipendium der

Friedrich-Naumann-Stiftung schrieb ich meine Magisterarbeit über Kleist an der Universität Regensburg. Ein Teil meiner Doktorarbeit an der gleichen Universität befasste sich ebenfalls mit diesem erstaunlich begabten und komplizierten Autor. 1993 ging ich als Postdoctoral Fellow an die University of Adelaide in Australien, um an einem Kleist-Projekt von Professor Anthony Stephens mitzuarbeiten. Aus dieser Zusammenarbeit wurde Liebe. 1996 kam unser Sohn Peter zur Welt. Sie sehen, Kleist hat mich nicht nur aus China nach Deutschland und von Deutschland nach Australien geführt, sondern er hat mir auch geholfen, die Liebe zu finden.

Es war während der Entstehung meiner Doktorarbeit¹, dass ich auf die Ähnlichkeit zwischen der Einstellung Kleists und derjenigen Wilhelm von Humboldts zur Französischen Revolution und auch zum Staatsdenken der europäischen Aufklärung aufmerksam wurde. Es war im Rahmen meiner Dissertation aber nicht möglich, weiter auf diese Beziehung einzugehen. So hielt ich meine ersten Gedanken darüber in einer Fußnote fest und versprach mir, mich diesem Thema wieder zuzuwenden. Ich halte den heutigen Abend für eine geeignete Gelegenheit, meine Überlegungen zu diesem Thema in aller Kürze zu präsentieren. Denn meine Faszination für Kleist hat niemals nachgelassen, auch wenn in den letzten Jahren meine Forschungsinteressen eine andere Richtung genommen und sich auf deutsch-chinesische Kulturbeziehungen im kolonialen Zeitalter konzentriert haben.

Kleist-Forscher werden zugeben, dass die Beschäftigung mit diesem Autor manchmal frustrierend sein kann, weil es so viele Lücken in unserem Wissen über ihn gibt. Kleists skandalöser Suizid im Jahre 1811 führte wohl dazu, dass viele seiner Briefe nicht erhalten wurden. Für die meisten Zeitgenossen war er eine gescheiterte Existenz, der der Vergessenheit angehörte. Dazu kommt noch, dass die erhaltenen Briefe Kleists nur sehr selten Einblick in die Werkstatt des Dichters gewähren. In jener Zeit haben Freunde und Bekannte ausgiebig über ihre Lektüre korrespondiert, und Schriftsteller haben in ihren Briefen die Entstehung ihrer Werke in der Regel mit Hinweisen über mögliche Einflüsse und ihre eigenen Leitgedanken belegt. Kleist war in dieser Hinsicht äußerst zurückhaltend. In seinen Briefen finden wir kaum Informationen über seine Lektüre und nur sehr seltene und knappe Kommentare zur eigenen Produktion. Was sein geistiges Umfeld angeht, so ist die Forschung immer wieder auf Mutmaßungen angewiesen.

Zur Vervollständigung des Kleist-Bilds gehört nach mehr als zweihundert Jahren immer noch viel literarische Detektivarbeit, und meine heutigen Überlegungen sind als bescheidener Beitrag in diesem Sinne zu verstehen.

Kleist hat bekanntlich einmal in seiner Tragödie *Penthesilea*, die viele Kleist-Kenner für sein Meisterwerk halten, die Entstehung und auch den Zusammenbruch eines Staates ausführlich evoziert und gestaltet. Das Drama wurde nach jahrelanger Arbeit im Oktober 1807 abgeschlossen, entstand also im Zuge des Sieges Napoleons in der Schlacht bei Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806. Kleist wurde von der Niederlage Preußens erschüttert, wie ein Brief an seine Schwester Ulrike bezeugt:

»Wie schrecklich sind diese Zeiten! Wie gern mögt' ich, daß Du an meinem Bette säßest, und daß ich deine Hand hielte [...] Werdet Ihr flüchten? Es heißt ja, daß der Kaiser den Franzosen alle Hauptstädte zur Plünderung versprochen habe. Man kann kaum an eine solche Raserei der Bosheit glauben.«²
(DKV IV, 363)

Kleist konnte nicht umhin, die Herrschaft Napoleons über Europa als katastrophale Folge der Französischen Revolution zu betrachten. Er hat keinen geschichtsphilosophischen Aufsatz zur Revolution hinterlassen, schrieb aber ein Jahr lang an einer Tragödie, in der ein neuer Staat, der Amazonenstaat, aus der gewaltsamen Niederwerfung einer Tyrannei hervorgeht und dann an den eigenen inneren Widersprüchen kollabiert. In einem politischen Pamphlet, *Katechismus der Deutschen*, das Kleist 1809 verfasste, lautet die Antwort auf die Frage, wie ein Deutscher sich Napoleon denn vorzustellen habe, wie folgt: »Als einen, der Hölle entstieg, Vatermördergeist, der herumschleicht, in dem Tempel der Natur, und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist« (DKV III, 485). Man kann diese eigentümliche Wendung so auslegen, dass Napoleon – als »Sohn« der Revolution – den eroberten Gebieten Europas eine weitaus schlimmere Tyrannei aufgezwungen hat als diejenige, die die Revolution selbst gestürzt hatte. Der »Sohn« hätte in diesem Sinne »wider die Natur« gehandelt, also die Prinzipien der Revolution verraten. In diesem düsteren emotionalen Klima entwirft Kleist das seltsame Gebilde des Amazonenstaates, der auch in einer Revolution seinen Ursprung hat

und dessen »Gesetze« im Stück selbst als »unnatürlich, / Dem übrigen Geschlecht der Menschen fremd« bezeichnet werden.

Woher dann der Bezug zu Wilhelm von Humboldt? Die Kleist-Forschung hat bislang keinen Beweis für einen Einfluss Humboldts auf Kleist gefunden, dennoch halte ich es für möglich, dass ein solcher Einfluss besteht. Humboldt – zehn Jahre älter als Kleist – war zur Zeit der Entstehung der *Penthesilea* in Rom, wo er seit 1802 als preußischer Gesandter am Heiligen Stuhl tätig war. Meine Detektivarbeit führt mich jedoch in das Jahr 1801 zurück, als Kleist und Wilhelm von Humboldt sich beide in Paris aufhielten und in den gleichen Kreisen verkehrten. In einem Brief vom Juli schreibt Kleist: »Luchesini u Humboldt haben mich vorläufig bei einigen französischen Gelehrten eingeführt. Ich soll nämlich hier studieren, ich soll es, so will es ein jahrelang entworfener Plan, dem ich folgen muss [...]« (DKV IV, 256). Girolamo Marchese Lucchesini war damals außerordentlicher preußischer Gesandter in Paris. Wir erfahren leider nichts mehr über Kleists persönlichen Kontakt zu Humboldt. Offensichtlich hat sich der ältere preußische Aristokrat des jüngeren, bildungsbedürftigen eine Zeitlang angenommen, diente ihm möglicherweise zum Mentor – und dann trennten sich ihre Wege.

Wir wissen nicht, mit genau welchen Erwartungen der junge Kleist nach Paris gegangen war, aber sein Urteil über den neuen Staat, der im Zuge der Revolution entstanden war, fiel vernichtend aus. So lesen wir in einem Briefe an die Verlobte:

»O ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte. Wohin das Schicksal diese Nation führen wird – ? Gott weiß es. Sie ist reifer zum Untergange als irgend eine andere europäische Nation. [...] Warum verschwendet der Staat Millionen an alle diese Anstalten zur Ausbreitung der Gelehrsamkeit? Ist es ihm um Wahrheit zu tun? Dem Staate? Ein Staat kennt keinen anderen Vortheil, als den er nach Procenten berechnen kann. Er will die Wahrheit anwenden, – Und worauf? Auf Künste u Gewerbe. Er will das Bequeme noch bequemer machen, das Sinnliche noch versinnlichen, den raffinirtesten Luxus noch raffiniren. – Und wenn am Ende auch das üppigste u verwöhnteste Bedürfniß keinen Wunsch mehr ersinnen kann, was ist dann?«
(DKV IV, 259 f.)

Es gibt außerdem eine interessante Parallele zwischen der geistigen Entwicklung des jungen Kleist und dem Werdegang Wilhelm von Humboldts. Beide Aristokraten distanzieren sich sehr früh von dem preußischen Staat, dem sie in verschiedenen Berufen dienen. Humboldt hatte sich zunächst für eine juristische Laufbahn entschieden und arbeitete 1790 beim Berliner Stadtgericht. Ernüchternd für ihn war dann die Feststellung, dass die preußischen Gesetze in ihrer groben Einfachheit der Komplexität der menschlichen Psyche unmöglich gerecht werden konnten. Ihn befremdete das Inhumane an der Aufgabe, angesichts einer angeklagten Kindesmörderin »aus einem ungeschickten Stück Akten [zu erkennen], wie der Mensch ist in seinen Ideen, Gefühlen, und noch dazu meistens ein Mensch, der in so verschiedener Lage mit mir lebt, daß es mich, auch wenn ich ihn um mich hätte, Studium kosten würde, in ihn hineinzugehen«. ³ So machte er in Briefen seiner Desillusionierung Luft:

»Wenn ich bedenke, wie oft die Ideen sich so sonderbar aneinanderreihen, wie heterogene Ansichten sie gewähren und wie leicht bei manchen unternehmenden Charakteren der bloße Gedanke Tat wird, so schwindelts mir oft im Kopf, ob man bestrafen oder belohnen soll.« ⁴

Seine Zweifel an der Angemessenheit der damaligen Justiz und seine Ablehnung ihrer – aus seiner Sicht – menschenverachtenden Starrheit ließen ihn bald den Dienst quittieren.

Ähnlich sollte es 1799 dem jungen Offizier Heinrich von Kleist ergehen, als er aus Gewissensgründen als Leutnant seinen Abschied nahm. Ihm schien das Regiment, in dem er ja groß geworden war, zuletzt als nur:

»ein lebendiges Monument der Tyrannei. [...] Ich war oft gezwungen, zu strafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte strafen sollen; und in beiden Fällen hielt ich mich selbst für strafbar. In solchen Augenblicken mußte natürlich der Wunsch in mir entstehen, einen Stand zu verlassen, in welchem ich von zwei durchaus entgegengesetzten Prinzipien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Mensch oder als Offizier handeln mußte; denn die Pflichten Beider

*zu vereinen, halte ich bei dem jetzigen Zustande der Armeen
für unmöglich.«*
(DKV IV, 27)

Im Pariser Sommer des Jahres 1801 begegnen sich also zwei deutsche Aristokraten, die beide ihren standesgemäßen Beruf aus ähnlichen Gründen aufgegeben haben. Die Unverträglichkeit des preußischen Systems mit den Idealen der Aufklärung war in beiden Fällen ausschlaggebend. Sollten auch beide dann später dennoch zu einer Parteinahme für Preußen zurückfinden, so war beiden gemeinsam, dass sie vorerst mit großer Entschiedenheit dem preußischen Staate den Rücken gekehrt hatten. Wahrscheinlich haben sie sich in Paris in kritischen Gesprächen über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich – aber auch in Preußen – verständigt.

Ich wage an dieser Stelle die Hypothese, dass Kleist durch diesen Kontakt entweder mit einer Schrift Humboldts bekannt – oder an eine frühere Lektüre erinnert – wurde, nämlich mit seinen *Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlasst*. Diese Schrift war 1792 in Schillers Zeitschrift *Neue Thalia* erschienen, und Kleists Verwendung eines anderen Artikels aus diesem Periodikum als Quelle für sein Drama *Robert Guiskard* ist belegt. Kleist stand in dieser Zeit unter dem Einfluss Schillers und las sicherlich alles, was dieser geschrieben und auch herausgegeben hatte.

Worin besteht denn Humboldts Kritik an der neuen französischen Staatsverfassung? Bereits im Jahr 1792 verspricht er der neuen Staatsform keinen Erfolg, weil ihm die Paarung von revolutionärer Gewalt mit der Diktatur der Vernunft als unheilträchtig erscheint:

»Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume propfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ists, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie.

Indess entsteht hier noch immer die Frage, ob die Französische Nation nicht hinlänglich vorbereitet ist, die neue Staatsverfassung aufzunehmen? Allein für eine, nach bloßen Grundsätzen der Vernunft, systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nation reif genug sein. Die Vernunft verlangt ein vereintes, und verhältnismässiges Wirken aller

Kräfte. [...] Wenn aber auf der einen Seite die Vernunft nur durch das vielseitige Wirken befriedigt wird, so ist auf der anderen Seite das Loos der Menschen Einseitigkeit.»⁵

Das positive Vorbild einer Staatsform ist für Humboldt vielmehr das organische Wachstum. Die jähe Ersetzung eines hinfalligen Staatsgebildes durch sein genaues Gegenteil – und sei dieser Prozess auch durch die Vernunft gesteuert – kann sich nur in einer fatalen »Einseitigkeit« verheddern. Humboldt erklärt weiter:

»Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem musste sie ihre Rettung suchen. Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach, Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen, und so ihren Segen weit über Frankreichs Grenzen verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht, sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten, und in denen jene Stelle ihre wohlthätige Wirkung wieder von einer andren, gleich fernen, empfängt.«⁶

Zu betonen ist, dass Humboldt weder die Revolution noch die republikanische Verfassung als unbedingtes Übel betrachtet. Er bestreitet nur, dass man das »Gute« in der Geschichte gewaltsam und programmatisch verwirklichen kann. Die Revolution in Frankreich hat Ideen freigesetzt, die wohl irgendwann – vielleicht in ferner Zukunft – auf heilsame Weise in einen langsamen, organischen Fortschritt integriert werden können. Vorläufig aber haftet Frankreich am anderen »Extrem«, am schlichten Gegenteil des *Ancien Régime*, und dieser unheilvollen »Einseitigkeit« kann die Vernunft allein nicht abhelfen. Dass in wenigen Jahren die napoleonische Diktatur aus der republikanischen Staatsform hervorgehen sollte, hätte ihn sicherlich in seinem Pessimismus bestätigt. Ob Kleist in den Jahren 1806–1807, als er unter dem gewaltigen Eindruck des Zusammenbruchs Preußens sein großartiges Stück verfasste, willens oder imstande gewesen wäre, sich irgendwann irgendwelche »wohlthätige Wirkung« von den Folgen der Französischen Revolution zu erhoffen, ist sehr unwahrscheinlich. Bei ihm herrschte eher

Weltuntergangsstimmung.

Viele von Ihnen werden Kleists große Tragödie *Penthesilea* kennen. Ich muss leider aus Zeitgründen hier darauf verzichten, auf die recht komplizierte Handlung einzugehen. Kleist hat in diesem Drama in Anlehnung an antike Mythen einen ganzen Staat entworfen, den Staat der kriegerischen Frauen, der in vieler Hinsicht Humboldts Analyse der neuen französischen Staatsform entspricht. Denn der Amazonenstaat hat seinen Ursprung in der Auflehnung der weiblichen Reste eines besiegten Volks gegen die Tyrannei äthiopischer Eroberer. Die geschändeten Frauen des unterjochten Scythenstamms entschließen sich zur Revolution, und es gelingt ihnen, alle ihre männlichen Peiniger in der einen Nacht umzubringen. So erzählt Penthesilea den Gründungsmythos des Amazonenstaates:

*»Doch Alles schüttelt, was ihm unerträglich,
Der Mensch von seinen Schultern sträubend ab;
Den Druck nur mäß'ger Leiden duldet er.
Durch ganze Nächte lagen, still und heimlich,
Die Frau'n im Tempel Mars, und höhlten weinend
Die Stufen mit Gebet um Rettung aus.
Die Betten füllten, die entweiheten, sich
Mit blankgeschliff'nen Dolchen an [...]
Und als das Hochzeitsfest erschienen war,
Stieß ihm die Kön'gin ihren in das Herz;
Mars an des Schnöden Statt vollzog die Ehe,
Und das gesamte Mordgeschlecht, mit Dolchen,
In einer Nacht ward es zu Tod gekitzelt.«
(DKV II, 214)*

Nach dem Blutvergießen geht es sofort darum, eine neue Gesellschaftsordnung zu gründen. So tritt »der Rat des Volks« zusammen und beschließt:

*»Ein Staat, ein mündiger, sei aufgestellt,
Ein Frauenstaat, den fürder keine andre
Herrsücht'ge Männerstimme mehr durchtrotzt,*

*Der das Gesetz sich würdig selber gebe,
Sich selbst gehorche, selber auch beschütze [...]«
(DKV II, 215)*

Das Wort *mündig* – ein Lieblingswort aufklärerischer Bildungs- und Staatstheorien – lässt hier erkennen, dass die neue Staatsbildung im emanzipatorischen Sinne verstanden werden will, wie ja auch die nachrevolutionäre französische Verfassung sich immer wieder auf die Legitimation durch die Vernunft berief. Als oberster Wert gilt auch bei den Amazonen die Freiheit:

*»Frei, wie der Wind auf offnem Blachfeld, sind
Die Frau'n, die solche Heldentat vollbracht,
Und dem Geschlecht der Männer nicht mehr dienstbar.«
(DKV II, 214)*

Es entspricht nun Humboldts Auffassung von der Revolution als schlichtem Wechsel von dem einen Extrem ins andere, dass der »mündige« Frauenstaat die neu errungene Freiheit sofort mit der Verpflichtung auf eine mörderische Gewaltausübung verbindet. Denn das erste Gesetz, das der neue Staat erlässt, schreibt gleichsam die Wiederholung jener blutrünstigen Taten der äthiopischen Eroberer vor, die erst zum Befreiungsakt der Amazonen Anlass gegeben hatten:

*»Der Mann, dess' Auge diesen Staat erschaut,
Der soll das Auge gleich auf ewig schließen;
Und wo ein Knabe noch geboren wird,
Von der Tyrannen Kuß, da folg' er gleich
Zum Orkus noch den wilden Vätern nach.«
(DKV II, 215)*

Mit dem Mord an allen künftigen männlichen Kindern wird eine fatale »Einseitigkeit« im Sinne Humboldts im Wesen des Amazonenstaats festgeschrieben, die das Leben darin zu einem Zerrbild der Menschlichkeit im aufklärerischen Sinne macht. Dieser Staat ist einseitig, weil er zwangsläufig die eine Hälfte der Menschheit aus

seinen Reihen ausschließt, und auch weil er mit anderen Staaten unmöglich in Frieden leben kann. Aus einem Extrem der Gewalttätigkeit hervorgegangen kann er nur im spiegelbildlichen Extrem seinen Bestand haben. Einzig durch wiederholte Kriege und die Verwendung von männlichen Kriegsgefangenen zu Befruchtungszwecken können sich die Amazonen fortpflanzen. So muss Penthesilea, die Amazonenkönigin, erklären, dass die permanente Verpflichtung zum Kindermord von dieser »mündigen« Staatsordnung nicht wegzudenken ist:

*»Der jungen Söhne Leben knicken wir,
Die Töchter aber frohen Angedenkens
Ziehn wir zum Dienst des Frauenstaates groß.«*
(DKV II, 74)


Die befremdliche und auch in sich widersprüchliche Verbindung von Emanzipation und Kindermord ist für sämtliche inneren Widersprüche im Amazonenstaat kennzeichnend. Die gepriesene »Freiheit« der Amazonen erweist sich in vieler Hinsicht als deren genaues Gegenteil: Reglementierung und Verbote. Die tragische Figur Penthesileas, die als Staatsträgerin alle Ungereimtheiten des Amazonentums in sich vereinigen muss, wird am Ende durch den Druck widersprüchlicher Imperative zerrissen, und mit ihr geht auch der Amazonenstaat zugrunde. Seine extreme »Einseitigkeit« kann sich in der Geschichte nicht halten.

Meines Erachtens ist in Kleists ebenfalls kritischem Entwurf des Amazonenstaates ein starkes Echo von Humboldts kritischen Bemerkungen zur französischen Verfassung vernehmbar. Man kann diesen möglichen Einfluss mit vielen weiteren Einzelheiten plausibler machen – heute Abend konnte ich nur einige wenige Hinweise darauf geben. Ich will natürlich nicht behaupten, dass man ohne eine Kenntnis von dieser Schrift Humboldts Kleists *Penthesilea* höchstens oberflächlich versteht – auch nicht, dass die Tragödie im Grunde nur eine Allegorie der damaligen politischen Ereignisse in Mitteleuropa wäre. Es ist vielmehr in der Kleist-Forschung so, dass Kleist selber so wenige Äußerungen über seine Schreibintentionen hinterlassen hat, dass die Aufdeckung neuer möglicher Einflüsse das geistige Umfeld seiner Werke nur bereichern kann. Kleists Werke sind so beschaffen, dass man durch

die Berufung auf externe Autoritäten niemals alles erschöpfend erklären kann: darin liegt das Genie Kleists. Vielmehr müssen wir dankbar sein, wenn diese oder jene Parallele aus seinem geschichtlichen Kontext einige Facetten seiner Dichtungen neu beleuchtet. Mit einem kleinen Beispiel dieser niemals abzuschließenden Detektivarbeit hoffe ich Ihnen heute gedient zu haben, und ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

-
- 1 Yixu Lü, *Frauenherrschaft im Drama des frühen 19. Jahrhunderts*. München 1993, S. 184.
 - 2 Heinrich von Kleist, *Sämtliche Werke und Briefe*, 4 Bände, hg. von Ilse-Marie Barth u. a., Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag (DKV) 1987–1997, hier Bd. 2, S. 213; im Weiteren zitiert im Text als DKV mit Band (römische Ziffern) und Seitenzahl: (DKV II, 213).
 - 3 Wilhelm von Humboldt, Briefe I, S. 263; vgl. S. A. Kaehler, *Wilhelm von Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800*, München/Berlin: R. Oldenbourg, 1927, S. 125 f.

- 4 Humboldt, Briefe I, S. 223.
- 5 Wilhelm von Humboldt, *Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlasst*, in: WvH, *Werke in fünf Bänden*, Andreas Flitner / Klaus Giel (ed.), Stuttgart: Cotta, 1960, S. 36 f., Erstveröffentlichung 1792.
- 6 *Ibid.*, S. 40.



**HERAUSGEBER:
DEUTSCHER AKADEMISCHER
AUSTAUSCHDIENST (DAAD)
KENNEDYALLEE 50
53175 BONN
WWW.DAAD.DE**

© DAAD